Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 25 Bremen-Berlin, den 18. Juni 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gedanke und Leben. Von Karl König. — Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft. II. Von L. Kade. — Das Christentum „ein überwundener Standpunkt". II. Von Ottilie Hertramph. — Zum Bericht über den XV. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau. I. Von Alfred Fischer. — Octave Gréard. Von Dr. R. Bluhm. — Buddha auf der Bühne. II. Von E. Böhme. — Vom Büchertisch.

Gedanke und Leben.

Wer Menschenbildner sein will, muß notwendig und zuerst Gedankenbildner sein. Was wie ein schwankender Nebel durch die Seele zieht, und wie ein dunkles Meer drin wühlt, so lange es nur Stimmung, Sehnsucht, Verlangen und Gefühl ist, das alles faßt erst der Gedanke in Form und Klarheit. Der Gedanke aber denkt sich selber erst in voller Schärfe und gewinnt seinen ganzen lichten Glanz, wenn er sich im scharfgeschliffenen Wort den diamantenen Körper gibt. Dann leuchtet er, dann schneidet er, dann schreibt er seine Schrift auf die härtesten Tafeln.

Alle großen Menschenbildner sind Gedankenpräger, Wortebildner, Formulierer. Die Zeit gibt ihnen vielfach die Stimmungen und Wollungen her. Sie aber greifen hinein in das wogende Chaos der Zeit, zwingen den Geist der Zeit zur Kristallisation, schmieden ihn zurecht zu Pfeilen und Lanzenspitzen — durch das Wort.

Jesus von Nazareth wird stets zu den größten Formulierern der Geistes gezählt werden. Er war Meister im Gleichnis und in der kurzen Pointe. Wie glänzt und leuchtet das in den alten Evangelien, wie trifft das einen und sitzt fest in einem! Es hat alles Widerhaken. Man kann sich davon nicht wieder lösen. Der den „Antichrist" geschrieben hat, hat doch die Pfeile der Jesusworte überall in seiner Seele sitzen. Wo er die tödlichsten Geschosse auf den Nazarener abzuschießen wähnt, schießt er oft nach ihm mit Pfeilen aus dessen eigener Rüstkammer.

Von den Worten Jesu wird sich das Menschengeschlecht niemals wieder lösen können. Also auch nicht von seinen Gedanken. Und doch ist die Gedankenbildung nur Mittel und nicht Zweck, nur Weg und nicht Ziel. Die schönsten Gedanken und die herrlichsten Zukunftsideale im Kopf helfen uns nichts, wenn auf der Zunge, im Auge, in der Seele eine ganz andere und robustere Wirklichkeit ihr Wesen treibt. Weit aber ist der Weg vom Gedanken zum Leben. Oft weiter als von den schneebedeckten Bergesriesen bis hinab zum grünenden Tal. Und doch muß die Sonne hinab, sonst kann sie selber kein Leben wecken, sonst bleibt sie Schein, Glanz, Leuchten — auf Eisfeldern. Und alle religiös-sittliche Wahrheit muß vom Kopf hinab ins Reich des Willens. Klare Gedanken und eine erglühende Seele! Es muß die Helligkeit sich umsetzen in Lebenswärme, in Wille und Kraft. Dieser Umsatz erfolgt um genau soviel gewisser, als der die Wahrheit Darbietende, der Unterrichtende, selbst ein Erzogener, ein Ein- und Zusammenklang von Gedanke und Leben, eine Persönlichkeit ist. Dann wirkt er zwischen dem Reiche der Ideen und dem der Menschenseelen wie die Luft zwischen Sonne und Erde — als Wärmebildner, Wärmeleiter. Nehmt aus dem Reiche der Ideale die Persönlichkeiten, die großen Verwirklicher weg, und ihr nehmt der Sonne die Atmosphäre, in der und durch sie für uns erst wirklich zu Sonne, Wärme und Quelle des Lebens wird. Die Sonne wird ein kalter Schein und die Erde wird zum Monde. Arme Erde! Arme Sonne! Karl König.

Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft.

II.

Wir haben bisher das Wesen der darstellenden schöpferischen Seelenkraft aus ihren Betätigungen festzustellen versucht, also das Gemeinsame in allen ihren Erscheinungen. Aber wie jeder Mensch sein eigentümliches Antlitz hat, so eigentümlich ist auch seine Phantasie, und nicht bloß jeder Mensch, sondern auch jedes Volk hat seine besondere Phantasiebegabung, dazu geben Alter, Erziehung, Beruf der angeborenen Phantasie ihr besonderes Gepräge.

Zur Vervollständigung unserer Betrachtung wollen wir nun auf die Verschiedenheiten und Wandlungen der Phantasie einen Blick werfen, indem wir dabei das verschiedene Lebensalter der Menschen und Völker, dazu die verschiedenen Berufsarten besonders ins Auge fassen.

Schon die Anschauung, die verschiedene Beobachter von einem und demselben Gegenstand oder Vorgang gewinnen, ist durchaus nicht dieselbe. Ein Pferd z. B. wird verschieden gesehen vom Reiter, vom Kutscher, vom Maler, vom Tierarzt, vom Käufer oder Verkäufer. Ein Mann vom Feind oder Freund, vom Vorgesetzten oder Untergebenen, vom Schuldner oder Gläubiger, von der verlassenen oder noch regierenden Braut.

Wenn nun die äußere Erscheinung desselben Gegenstandes so verschiedene Vorstellungsbilder bei verschiedenen Menschen erwecken kann, so wird die von der Phantasie geleistete Zusammenfügung mehrerer oder vieler eigenartig-persönlicher Anschauungsbilder auch eigenartig-persönliche Urteile und schöpferische Betätigungen bewirken müssen. Wesentlich für die persönliche Eigenart der Phantasie eines Menschen ist dessen Lebensalter, mit dem die Körperbeschaffenheit und Erfahrung sich ändern.

Wir hatten bereits wahrgenommen, daß mit der Entfaltung und dem Wachstum des Großhirns auch die Kraft der Phantasie sich entfaltet und wächst, auch daß das Selbstbewußtsein des Kindes erst mit der organischen Ausbildung des Großhirns im dritten Lebensjahre beginnt. Trotzdem lernen die meisten Menschen in den beiden ersten Lebens-

jahren mit unentwickeltem Gehirn mehr als im ganzen übrigen Leben, z. B. den Gebrauch der Sinne und Glieder, die Muttersprache, die Kenntnis und den Umgang mit ihrer Umgebung. Auch haben viele Greise trotz der Altersverkümmerung ihres Gehirns als Gelehrte oder Künstler noch Hervorragendes geleistet. Es sei hier nur an Tizian, Goethe, Ranke, Menzel erinnert. Offenbar ist das Gehirn Organ der Phantasiekraft, aber nicht deren Sekretionsdrüse, wie etwa die Gallenblase für die Galle. — Die Phantasie ist ein selbständiges Wesen, erkennbar nur an ihrer Kraftäußerung.

Mit Wahrnehmungen von Lust und Leid, also mit Empfindungen und Gefühlen, erwacht beim Kinde das geistige Leben und die Phantasie. Traumhaft sind noch deren Anschauungen, denn für wache, verständige Anschauungen fehlt jede Erfahrung.

Mutter, Vater, Geschwister, also Personen, sind die ersten wirklichen Erscheinungen in den kindlichen Phantasieträumen. — Sie werden als Wohltäter erkannt. Fremde, die nicht wie Vater und Mutter sind, werden gefürchtet. Ähnlich geht es mit den Haustieren. Das Persönliche hat die höchste Bedeutung im kindlichen Bewußtsein. Alles wird personifiziert und beseelt: die Puppe, der Ball, der Baustein. Der Stock, auf dem der Knabe reitet, wird zum Pferde. Personen und Dinge erscheinen übertrieben groß. Wahnvorstellungen (Illusionen) beherrschen die Phantasie. Eilende Wolken erscheinen wie die vom Hunde gejagten Schafe, die Weiden am Bach wie Erlkönig mit seinen Töchtern. Deshalb ist auch die Märchenwelt dem Kinde so lieb. Die immer rege Phantasie verlangt beständig nach neuen Anschauungen, daher die Fragesucht der Kinder einerseits und ihre Mitteilsamkeit andererseits. Die Hülfsbedürftigkeit und Vertrauensseligkeit des Kindes weckt seinen Glauben. Wo der wache Ernst des Lebens an das Kind herantritt, wie in der Schule, ist er selten erwünscht. Dagegen ist das Spiel erwünscht. In ihm wächst es geistig heran. Gesang und Tanz gehören dazu. So sind die Keime der Kunst schon in das kindliche Spiel hineingelgt. Nachahmungen von Tieren und Menschen und Handfertigkeiten gehören zum Spiel. Dabei werden die Sinne geübt. Immer zutreffender werden die Erscheinungen erkannt, und mit dem Wunsche, sich hervorzutun, wird auch der Wille gestählt. Allmählig sind aus der jugendlichen Phantasie alle Geisteskräfte erwachsen, die das Leben später erfordert, da inzwischen in der Schule auch das Gedächtnis und der Verstand erstarkt sind. Beim Aufblühen der generativen Kraft blüht auch die Phantasie mit erhöhter Kraft. Aus der Kraftfülle entspringt die Sehnsucht nach Schönheit und Glück und fördert die Kunstbetätigung. Genuß und Kampf werden nun gesucht, doch bleiben dem Erwachsenen zumeist nur der Kampf und die Arbeit im Berufsleben. Immer mehr an das Notwendige gebunden schafft in ihm die Phantasie, der am Abend des Lebens nur Erinnerung und Hoffnung noch die Schwingen zum Glücke verleihen.

Ist die Phantasie die gestaltende und schaffende Kraft im Leben des einzelnen Menschen, so ist sie es auch im Leben der Völker.

Jedes Volk hat eine der Natur und der Geschichte seines Landes entsprechende Begabung, z. B. der Niederländer eine andere wie der Italiener oder Franzose. — Dem entspricht auch eine eigenartige Volksphantasie, die z. B. im Volksepos oder im Volksliede ihren künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Gleichwie nun beim einzelnen Menschen mit zunehmendem Alter in Jahrzehnten die Kraft der Phantasie wandelt, so auch bei älter werdenden Völkern in Jahrhunderten.

Bei jungen, d. h. noch mit der Natur lebenden Völkern sind die Heerführer und Gesetzgeber die Älteren, die Ahnen. Sie genießen göttliche Verehrung. Mächtiger und gegenwärtiger noch sind die Naturkräfte. Es schafft die Sonne den Tag und alles Gedeihen. Dienend stehen Mond und Sterne ihr zur Seite. — Sie ist die höchste göttliche Macht. — Nacht, Sturm und Kälte, die verderbenden Mächte, stehen ihr als Feinde entgegen. In allen Naturreligionen hat dieser Gegensatz seinen Ausdruck gefunden, der an das Leben und Treiben der Menschen selbst anknüpfte. — Die heiligen Erzählungen von den höchsten Mächten ergaben die Mythen. Aus der Hülfsbedürftigkeit der Menschen entstand der Glaube und der Gottesdienst. — Unbeschränkt durch Naturerkenntnisse zeigt sich in den Mythen die kindliche Volksphantasie in ihrer ganzen poetischen Kraft. Denken wir hier nur an die Verherrlichung der Sonnenmacht in der Religion des Griechenvolkes, an Apollon, Helios, Heracles. — Aber auch von den Siegen und Taten der Ahnen, der Volkshelden, gingen Erzählungen von Munde zu Munde, poetisch verklärt, häufig gesungen, zum Ruhm und zur Ehre des Vaterlandes, z. B. von der Eroberung Trojas. — So entstand die Volkssage, das Volksepos, später das Schauspiel. War der Schauplatz der Mythen zumeist in unzugänglicher Höhe der Wolken oder hoher Berge oder der Erde Tiefen, so spielten die Sagen in wohlbekannter Gegend. Wie beim Kinde, so war auch bei kindlichen Völkern das geistige Leben gefühlvoll-phantastisch, zu Spiel und Tanz immer bereit. — Auch bei jungen Völkern schuf die bleibende Hülfsbedürftigkeit gegen die Naturgewalten und übermächtigen Feinde einen starken Glauben an rettende Götter, die deshalb zu Volksgötter wurden, wie selbst der alleinige Gott Israels „Javeh".

Aus dauernder Kriegsnot und inneren Parteikämpfen erstrebten die erstarkten Völker inneren und äußeren Frieden. Man ließ eine mächtige Adelspartei gewähren, wenn sie nur den Sieg gegen äußere Feinde sicherte, und fügte sich auch harten Gesetzen, wenn sie nur gerecht gehandhabt wurden. Der Friede brachte Wohlfahrt, Kultur und Fortschritte in den Wissenschaften und der Kunst.

Die Phantasiebetätigung ward durch zunehmende Erfahrungen eine mehr bedingte. — Die Mythen-Schöpfungen hörten auf, Literatur begann. — Der Schutz der Götter schien weniger nötig. Den Götterglauben ersetzten philosophische Naturanschauungen, gestützt auf die Erfahrungen von Reisenden, Naturforschern, Mathematikern. — So war es bei den mittelländischen Völkern in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christus. Wohl brachte der Sturm der germanischen Völkerwanderung, und der arabischen Eroberung im ersten Jahrtausend n. Chr. die Phantasie jugendlicher Völker zur Geltung. Germanische und arabische Heldensagen erblühten mit christlichen und muhamedanischen Mythen, aber diese mußten im 15. und 16. Jahrhundert dem Wiedererwachen des griechisch-römischen Geistes weichen, der sich mit dem italienischen, französischen, deutschen Volksgeiste vermählte. Luther hat zu Worms der Freiheit, der Forschung eine Gasse gebahnt, — heute herrscht in den führenden Geistern die Naturwissenschaft, und die mittelalterliche Mystik herrscht fast nur noch in den Kirchen. Aber unverwüstlich ist trotzdem die Mythe auch in der Naturwissenschaft, wenn sie schon nur im Verborgenen blüht. Auch die Wissenschaft verdankt ihre Fortschritte zumeist der erobernden Phantasie. Sie allein ist schöpferisch.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit der Phantasie zu, welche die Angehörigen der verschiedenen Berufsarten, so des Handwerks, des Handel- und Wehrstandes, der Wissenschaft und Kunst uns zeigen, um damit unsere Erkenntnis der gestaltenden Geisteskraft zu vervollständigen.

Kein Mensch ist ohne Beruf, denn jeder hat unter anderen als Mensch zu leben, ihre Angewohnheiten und Anschauungen entweder anzunehmen oder zu bekämpfen, zur Fristung seines Daseins viele Obliegenheiten zu erfüllen. Kann er nicht gedankenlos und pflichtlos sein, so muß er seine Phantasie gebrauchen. Die meisten Menschen wählen ihren Beruf nach den schon in der Kindheit gewonnenen Anschauungen, aber auch die unfreiwillig in einen Beruf gestellten Menschen haben sich in die dem Berufe eigenen Anschauungen hineinzufinden.

Wie auch im Handwerk, und dementsprechend in allen

Obliegenheiten des Alltagslebens, die gestaltende Phantasie zweckmäßig Anschauung zu Anschauung fördernd fügen muß, damit das Werk gelinge, zeigt das an den Anfang gestellte Beispiel von der Neufertigung eines Kleides. Zumeist entstammen die fördernden Anschauungen der sinnlich wahrnehmbaren Welt. Aber bei dem hoch entwickelten Gewerbeleben unserer Zeit, das mit Millionen von Pferdekräften bis zu den fernsten Ländern hinpulsiert, hat die Phantasie der Arbeitleiter die vielseitigsten Aufgaben. „Erfahrungen und Kenntnisse aus allen Gebieten der Naturwissenschaft, der Erd- und Warenkunde, des Wirtschaftslebens der Völker bestimmen ihre Anschauungen." Ein unermüdlicher Schaffungstrieb und Unternehmungsmut sind erforderlich zum erhofften Erfolge. — Wille und Begeisterung müssen mit einer unermüdlich schaffenden Phantasie vereinigt sein. — Hier gilt, was Goethe in seinem Hymnus an die Phantasie sagt:

Laßt uns alle den Vater preisen,
Den alten hohen.
Der solch eine schöne unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen gesellen mögen.
Denn uns allein hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten:
„In Freud und Elend als treue Gattin
Nicht zu entweichen".

Handel und Krieg schließen sich aus. Wo der eine herrscht, kann der andere nicht sein. Dennoch ist die Phantasietätigkeit des Handelsherrn und des Kriegsherrn wesentlich übereinstimmend. Bei ersterem handelt es sich um eine friedliche Eroberung von Hab und Gut, bei letzterem um eine kriegerische von Land und Leuten. — Gleich gut bekannt muß beiden das Land sein, in dem die friedliche oder kriegerische Eroberung geschehen soll. Die Bodengestaltung, Bebauung, die Straßen, die Nahrungsquellen und Wehrhaftigkeit sind dem Feldherrn wichtig, die wirtschaftlichen Zustände dem Handelsherrn. — Der Feldherr weiß den Feind vor sich, er muß sich bemühen, dessen Hülfsmittel und Absichten zu erfahren, der Handelsherr weiß seinen Gegner — den Konkurrenten — neben sich, auch er muß dessen Mittel und Absichten zu erkennen suchen. Feldherr und Handelsherr müssen wissen, welche Mittel sie zum Sieg oder Gewinn zur Hand haben, und wie sie diese an den Mann bringen können. Zum Erfolg gehört bei beiden, daß kluges Abwägen der Verhältnisse und Unternehmungsmut Hand in Hand gehen. Verluste müssen ohne Entmutigung ertragen und wo möglich zum Vorteil gewendet werden können. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, wie vielseitig und unermüdlich die Phantasie den Feldherrn und Handelsherrn zu leiten hat, zugleich aber, wie eng die Phantasie bei beiden an die Erfahrung gebunden ist, — die teils aus früheren Erlebnissen gewonnen war, teils über gegebene Verhältnisse zur rechten Stunde gewonnen werden muß.

Keine kindliche, sondern nur eine männlich gereifte Phantasie kann den Handels- wie den Kriegsherrn zum Ziele führen.

Dasselbe gilt für die Phantasie des Gelehrten. — Wahrheit will er erobern. Was vorher zweifelhaft und unberechenbar war, will er so bestimmen, daß damit Dampfkräfte und elektrische Kräfte tausendfach mehr leisten können, als zuvor die tierische Kraft, daß Krankheiten geheilt und der Lauf der Weltkörper auf Minuten vorhergesagt werden kann. Solche Eroberung ist ohne Kenntnis der Naturkräfte und der Kräfte des Menschengeistes nicht möglich. — Die Phantasie des Gelehrten hat eine lange Studienzeit nötig, damit die zweckdienliche Aufeinanderfolge zutreffender Anschauungen ihm das bisher Unbekannte offenbare. Die Wissenschaft muß von Grundsätzen ausgehen, so die der Identität (Gleichheit) zweier Dinge, der Folgerechtigkeit. Das sind Glaubenssätze. Ebenso sind die letzten Schlußfolgerungen der wissenschaftlichen Forschungen zumeist auch Glaubenssätze. Wir brauchen hier zur Bestätigung nur an die Entstehung und die letzten Ziele des organischen Lebens zu denken. Wenn somit der Dichter gewiß Recht hat zu sagen:

„Ein jeder Gedanke, ganz durchdacht,
Führt wie die Sonne von Nacht zu Nacht",

so ist doch zweifellos die Aufgabe der Wissenschaft: „Das Gebiet des Gewissen im Ungewissen zu mehren." Dazu braucht der Gelehrte die bahnbrechende, schöpferische Kraft der Phantasie, die ihn in Vergleich- und Folgeschlüssen vorwärts bringt, unter steter Versicherung des Versuches. Um das vorschwebende Ziel zu finden, muß der Forscher eine Reihe von Wahrnehmungen machen, die sich gegenseitig ergänzen. Hier sei an die Wahrnehmungen erinnert, welche die Kugelgestalt der Erde erwiesen, oder die Tatsachen aus der Weltgeschichte, wonach die im Waffenkampf unterlegenen Völker eine höhere Kultur dem roheren Sieger aufnötigten. Oft leitet dann die aus einer ersten Beobachtungsreihe gewonnene Wahrheit zu einer zweiten Beobachtungsreihe, und ihr entsprechend zu einer höheren Wahrheit. — So hat die Entdeckung der Erdbewegung um die feststehend gedachte Sonne zu den Wahrnehmungen geführt, aus denen sich die Feststellung der Erdbahn und die Eigenbewegung der Sonne ergaben.

Die wissenschaftliche Forschung erstrebt Vereinfachung ihrer Ausdrucksweise. So rechnet die Algebra nicht mit benannten Zahlen, sondern mit Buchstaben, der Botaniker stellt die Gesetze der Ernährung und Fortpflanzung der Pflanzen nicht an einer bestimmten Pflanze, z. B. an einem bestimmten Baume fest, sondern an einem Schemabaume, der nirgends wächst. Der Gelehrte arbeitet mit der Phantasie in Begriffen — so vor allem der Philosoph. Eben deshalb ist aber die Philosophie so oft schwer verständlich. Die Anwendung ihrer Leitsätze erfordert immer wieder die Umwandlung von Begriffen in Anschauungen — etwa wie die Verwertung von Wechseln das Einlösen in Goldmünzen nötig macht. — Am geläufigsten ist uns solche Wertumwandlung in unserer Sprache. Ihre Worte sind auch nur Wertzeichen, und zwar oft recht vieldeutige, je nach der wertsetzenden Phantasie des Sprechenden und des Zuhörenden.

Im Dienste der Wissenschaft hat die Phantasie kein gutes Zeugnis als Vagantin. Mit Unrecht, denn ohne Phantasie gibt es keinen Fortschritt. — Das Beobachtungsfeld des Gelehrten ist trotz aller Mikroskope, Teleskope und Spektralapparate nur ein beengtes. Ein unübersehbares Gebiet des Kleinsten und andererseits des Größten, dazu alle geistigen Größen sind der sinnlichen Beobachtung unzugänglich. Es ist nur im Lichte der Phantasie durch Vergleichschlüsse nach Erfahrungen zu erforschen. Die sich ergebenden Schlußsätze (Hypothesen) haben keine unbedingte Gültigkeit, sondern nur so lange, als sie nicht durch zweifellose Erfahrungen widerlegt sind. So ist die alte Grundlehre von den Atomen als der kleinsten Bausteine des Stoffes im bisherigen Sinne nicht mehr gültig, wie auch die unbedingte Selbständigkeit der chemischen Elemente zweifelhaft geworden ist. Weil unser menschliches Wissen Stückwerk ist und bleiben wird, wir andererseits uns den Zusammenhang aller Erscheinungen im Weltall, wenn auch nur hypothetisch, klar machen müssen, ist die schöpferische Phantasie auch in der Wissenschaft unentbehrlich. Sie allein bricht die Bahn ins unbekannte Land. Wo sie aber das Naturgesetz durchbricht, in das Gebiet des Märchens und des Wunders führt, wird sie zur Phantastik, die aber doch noch poetische Wahrheit mit sich führen kann, wenn ihre Gebilde richtig gedeutet werden.

Meran. L. Kade.

Das Christentum „ein überwundener Standpunkt".

Von Ottilie Hertramph.

II.

Die meisten Gegner des dogmatischen Christentums haben wenigstens die Ethik Jesu unangetastet gelassen, aber

auch sie will Rau nicht gelten lassen. Nach ihm steht auch die Moral Jesu im engsten Zusammenhang mit seiner Lehre vom Weltuntergang. Sie ist gleichsam auf diese zugeschnitten, nur durch sie verständlich, eine Ethik nicht für die Erde, sondern für den Himmel, nicht für Menschen, sondern für Engel berechnet. Dieser Anschauung ist auch noch von anderer Seite Ausdruck gegeben worden. Ich meine aber, daß wir die Frage, ob es sich tatsächlich so verhalten habe oder nicht, getrost auf sich beruhen lassen können, da sich zwar theoretisch über sie streiten läßt, praktische Folgen aus ihr sich aber nicht ergeben. Nur eins möchte ich hervorheben. Wenn die Ethik Jesu wirklich mit seiner Weltuntergangslehre im Zusammenhang gestanden hat, also auf einen Irrtum gegründet war, dann ist es immerhin bemerkenswert und wunderbar, daß sie diesen Irrtum überdauert hat. Und das ist tatsächlich geschehen. Sie hat durch all die Jahrhunderte ihre Lebenskraft bezeugt und bewiesen, daß sie auch nicht engelhaft veranlagten, unvollkommenen Menschen etwas zu sagen und zu geben hatte. Die Ethik Jesu gründet sich auf das Wort: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Damit hat er uns das Ziel allerdings unerreichbar hoch gesteckt. Ist das ein Fehler? Im Gegenteil. Dieses Ziel muß erreichbar sein, weil wir andernfalls an einen Punkt gelangen würden, wo wir mit unserem Streben aufhören. Und Stillstand ist Rückschritt. Bei der Beurteilung der Ethik Jesu haben sowohl Anhänger wie Gegner, Nietzsche und Tolstoj an der Spitze, den groben Fehler begangen, sie zu buchstäblich und einseitig aufzufassen. Die Ethik läßt sich, um der Vielgestaltigkeit des Lebens und der Verschiedenartigkeit der Menschen willen, überhaupt nicht schablonisieren und auf Formeln bringen, weil unter veränderten Verhältnissen die Befolgung ein und desselben Gebotes sittlich und unsittlich sein kann. Wenn jemand davor zurückschreckt einen Menschen zu töten, so handelt er sittlich, wie er unsittlich handeln würde, wollte er sich hinter das fünfte Gebot verstecken, sobald das Vaterland in Gefahr ist und seiner bedarf, um es mit Waffengewalt zu verteidigen. Die Verantwortung hört hier für den Einzelnen auf, weil er sich Verhältnissen gegenüber sieht, die er weder geschaffen hat noch wandeln kann. Sie fällt aber auf ihn zurück und er würde sich schwer versündigen, wenn er sich hinreißen ließe, einem verwundeten Feinde, der in seine Gewalt gegeben ist, das Lebenslicht vollends auszublasen. Mit seinem: „Wer ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, der ihn nicht alsbald herauszöge am Sabbat", hat Jesus sich doch nicht gegen die Heilighaltung des Feiertags aussprechen wollen. Gewiß kann die Sorge sündhaft sein, wie es sündhaft sein kann nicht zu sorgen. Derartige Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Der schwerste Vorwurf aber, den man gegen Jesu Ethik erhebt, besteht darin, daß ihr durch die geforderte Selbstlosigkeit ein weibisch, weichlicher Zug aufgeprägt wird, der kraftvoll männlichem Wesen, wie es namentlich dem deutschen Volkscharakter entspricht, unsympathisch und zuwider ist. Verdient sie diesen Vorwurf tatsächlich? Man hat Jesus einen Menschenkenner ohnegleichen genannt. Das war es zweifellos. Sollte er nun wirklich nicht gewußt haben, daß eine unaufhörliche Nachgiebigkeit, ein fortgesetztes Zurückweichen immer neue Angriffe eines Gegners geradezu herausfordert? Selbst der größte Schwächling fühlt sich ermutigt, seine Gewalt über einen andern zu gebrauchen, sobald er wahrnimmt, daß dieser seiner Macht über ihn sich vollständig begibt. Auch die Selbstlosigkeit kann übertrieben werden. Sie hört dann auf eine Kraft zu sein und wird zur Schwäche, zum Zerrbilde. Daß Jesus dieses unmöglich gemeint haben kann, beweist, wie ich a. a. O. schon einmal hervorgehoben habe, folgende Stelle im Matthäus-Evangelium: „Sündigt aber dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er die nicht, so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner." Lic. Weinel hält diese Stelle allerdings für unecht.*) Warum, hat er nicht gesagt. Vielleicht aus psychologischen Gründen, weil sie zur Bergpredigt in schroffem Gegensatz steht. Daß derartige Widersprüche aber nicht zu den unlösbaren gehören, habe ich oben schon nachgewiesen, und so möchte ich gerade aus psychologischen Gründen dieses Wort für echt erklären. Jedenfalls geht aus ihm ganz unzweideutig hervor, daß bei Meinungsverschiedenheiten und Feindseligkeiten es nicht allein auf unser Verhalten, sondern auch auf das unseres Gegners ankommt. Und diese Auffassung ist die einzig richtige. Andernfalls müßte man die Ethik Jesu als verfehlt, ja als vernunftlos bezeichnen und Nietzsche zustimmen, der ihn einen Anarchisten genannt, weil er die Bande der menschlichen Gesellschaft aufgelöst hat. Das Wort des großen Apostels: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig" behält auch der Ethik gegenüber recht. Unsere Richtschnur aber bleibt ein für alle mal das uns durch Jesus geschärfte Gewissen.

Wenn nun das Wesen des Christentums dort nicht zu finden ist, wo Rau es sucht, worin offerbart es sich dann? Im Wesen Jesu, in seiner Persönlichkeit. Daß man einen Menschen niemals nach seinen Worten, sondern nur nach seinen Taten beurteilen dürfe, ist im allgemeinen richtig und läßt sich auch auf Jesus anwenden. Welche Züge seines Wesens sind nun als tatsächlich vorhanden (einer Tat gleich) festzustellen? Unbegrenzte Liebe zu Gott, den er Vater genannt, ein dieser Liebe entsprechendes Vertrauen, das in dem Bewußtsein gipfelt, in Freud und Leid, in guten, wie in bösen Tagen in eines Vaters treuer Hut zu sein. Demütige Ergebung in den Willen Gottes, die auch dann nicht versagte, als sie ihm bitter schwer wurde, auf seinem Todeswege. Eine stets hülfsbereite, tatkräftige Liebe zu den Brüdern, tiefgründiger Abscheu vor der Sünde, Mitleid und Barmherzigkeit, die keinen verdammt, den Sündern gegenüber. Treue gegen Gott wie gegen sich selbst, unbestechliche Wahrhaftigkeit, die sonder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit für das als recht erkannte eintritt, die nur der Stimme des Gewissens Gehör gibt und darum auch vor einer Welt von Feinden nicht zurückschreckt, selbst nicht um den Preis des eigenen Lebens. Diese in der Liebe zu Gott und den Menschen festgegründete Persönlichkeit, diese Lichtgestalt voll geistiger Hoheit und seelischer Reine, dieses Menschendasein mit seinem himmelstürmenden Idealismus und seinem tieftraurigen Ausgang, mit einem Wort, der Zauber, der von der Person Jesu ausgeht, er ist es, der die Menschenherzen immer von neuem besiegt und in seinen Bann zwingt.**) So ist das Wesen Jesu, dieses ersten und besten Christen gleichbedeutend mit dem Wesen des Christentums, dem keine Zeit und keine Feindschaft etwas anzuhaben vermag.

Ein so gefährlicher Feind, wie er gegenwärtig in der Kalthoffschen Hypothese sich darstellt, ist dem Christentum allerdings noch nie erwachsen. Wenn sie zu allgemeiner Anerkennung gelangte, die Anschauung, daß nicht Jesus der Stifter unserer Religion ist, daß wir es hier nicht mit einer Persönlichkeit, sondern mit einem Begriff zu tun haben, der zur Bildung der christlichen Kirche geführt hat, dann hätte tatsächlich des Christenglaubens letztes Stündlein geschlagen, dann wäre sein Untergang endgültig besiegelt. Dazu aber kommt es nie, weil diese Hypothese nicht nur in hohem Grade an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet, sondern auch wissenschaftlich nicht genügend begründet ist. Was ihr m. E. mit am entschiedensten widerspricht, ist die Überlieferung der Juden über Jesus, die mit der werdenden christlichen Kirche

*) Jesus im 19ten Jahrhundert. Verlag von Mohr, Tübingen und Leipzig.

**) An diesem Bilde fehlen einige wesentliche Züge, die aber nicht den Menschen, sondern den Propheten ausmachen, und darum nicht hierher gehören.

nicht das geringste zu tun hat. Ob es Wahrheit oder Dichtung ist, vermag ich nicht festzustellen, ich erinnere mich aber gehört zu haben, daß jedem toten Juden ein Stein mit ins Grab gegeben wird, um den „Zimmermannssohn", falls er ihm begegnen sollte, damit werfen zu können. Hierin offenbart sich ein die Zeiten überdauernder, unauslöschlicher Haß, der nur einer Person gelten kann. Und selbst wenn es sich um eine Sage handelte, auch die Sage rankt sich nur an persönliches an.

Nun das Christentum hat bisher noch alle seine Feinde überwunden, es wird sie auch in Zukunft überwinden, und so steht zu hoffen, daß es noch manchem seiner Gegner das Eingeständnis abnötigen wird, das den Lippen jenes sterbenden römischen Kaisers entflohen ist: „Galiläer, du hast gesiegt." Ottilie Hertramph.

Zum Bericht über den XV. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau.

I.

Einen denkenden Kongreß, so nannte D. Naumann in der Begrüßungsversammlung den evangelisch-sozialen Kongreß, um seine Aufgabe zu bezeichnen, einen gedankenreichen können wir nach seiner Arbeitsleistung in Breslau als Zuhörer ihn nennen. Es wird unmöglich sein, im engen Rahmen, der uns gespannt sein muß, ernstlich ein auch nur annähernd vollständiges Bild zu geben. Wer das dort Durchgedachte wirklich zu eigener Bildung haben will, wird doch zu den gedruckten Verhandlungen greifen müssen, die bei Vandenhoeck und Rupprecht in Göttingen erscheinen werden.

Ein denkender Kongreß, der mit Mut und Energie die furchtbar ernsten Fragen unserer Zeit, soweit sie ins soziale Gebiet gehören, aufgreift und sie unerschrocken, klar und tief durcharbeitet, nicht um autoritative Urteile zu prägen, nicht um Programmsätze zu konstruieren oder Parteiformeln zu pressen, sondern um in Hörern und Lesern das Gefühl der Verantwortlichkeit, den Eifer der eigenen Arbeit, den Glauben an die Möglichkeit einer Lösung zu wecken.

Die soziale Frage und die Arbeit des Kongresses ist eine nationale Sache, die jeden angeht und angehen muß, die darum weder in den Ministerpalais, noch in den Parlamenten, noch in den Gelehrtenstuben allein, die in den Herzen und Gesinnungen der Bürger des Landes gelöst werden muß. Was D. Naumann bei Gelegenheit von der Bedeutung der Masse sagte für die Gestaltung der Zukunft, die keineswegs in den Händen der Einzelnen nur liege, hier gilt's auch, die Masse muß das Gefühl der Verantwortlichkeit gewinnen für die Lösung der sozialen Frage. Davon sind wir noch weit entfernt, sonst wäre doch wohl der Besuch, der recht erfreulich war, „massen"-hafter gewesen! Und Eifer für die Sache. Gleich hier sei's gesagt, wie doch unter den Hörern der Pastorenstand überwog und der Juristen, Mediziner, Industriellen, Gutsbesitzer, Kaufleute und Handwerker usw. wenige waren. Der Juristen vor allen. Wir wünschen den Juristen nicht den Tag und unserem Volk neben der religiösen nicht auch die Rechtskrise, die dann kommen müßte wenn das Volk der Meinung werden sollte, seine Juristen hätten kein Herz für's Volk. Der Zeichen sind nicht wenige, daß man beginnt, an der Unparteilichkeit des Rechtes zu zweifeln, wie schon lange an der Unparteilichkeit der Kirche. Gott bewahre uns vor dieser Krise, sie ist fast schlimmer, denn sie wird in ihren Folgen akuter sein, als die religiöse.

Und nun gar: wo waren die Industriellen, die Nächstbeteiligten, die entrüstet gewiß Protest erhoben hätten über so manches Wort, das dort gefallen ist. Ja, auch dies sei hier gleich betont, wir hätten uns mehr Widerspruch, mehr Kampf gewünscht, die wir den Kongreß lieben. Wir hörten Stimmen, es sei besser gewesen, als noch Stöcker, von Bodelschwingh und Weber-München-Gladbach opponiert hätten oder man ihnen hätte opponieren müssen. Wir können diese Zeit nicht zurückwünschen, da handelt es sich doch nur um eine andersartige und niemals zu vereinigende Lösung der Frage, aber den Kampf wünschen wir uns mit denen, die überhaupt die Fragestellung verwerfen, die eine Lösung nicht sehen mögen. Hier gäbe es Neuland zu bearbeiten und Eroberungen zu machen oder Niederlagen zu erleiden, hier sind die, deren Gesinnung schließlich doch im Kampf den Ausschlag geben wird, ob's eine starkes Ringen zum Frieden oder eine für viele tötliche Schlacht geben wird. Und sie könnten wahrlich kommen zum Kongreß ohne Sorge vor furchtsamen Konzessionen an die sogenannte Dreimillionenpartei, ohne Sorge vor künstlicher Schwarzmalerei oder engherziger Klassenprotektion. Was da z. B. von Traub gesagt wurde über die Bedeutung der Industrie, was Naumann ausführte über die Zukunft Deutschlands, was Wagner dagegen stellte für die Landbevölkerung, das alles konnte über die Aufgaben, die Pflichten und die Leistungsmöglichkeit dieser Stände deren Vertretern das Herz froh und stolz machen. Kein Pessimismus, vielleicht ein wenig zu viel Optimismus war in den Kongreßverhandlungen, jedenfalls der Glaube, daß ehrliche, ernste, mutige Arbeit, wie der Kongreß sie leistet, nicht vergeblich sein kann.

Aus der Weite und Größe, zum Engen und Einzelnen, so sagte D. Harnack im Schlußwort, führten die Verhandlungen. Führte uns Professor D. Troeltzsch in die weite Arena der politischen Kämpfe und zeigte uns die politischen Parteien in dem sittlichen Recht ihre Ziele, gingen wir mit Pfarrer lic. Traub durch die gewaltigen Arbeitermassen unserer Tage mitten unter den Riesenmaschinen, hörten wir von den Einzelsorgen des Arbeiters über Lohn und Brot in den Ausführungen des Privatdozenten Dr. Bernhard und des Fabrikbesitzers Freese, so brachte uns Fräulein Dyrenfurth in die enge Kammer der kümmerlich mit dem Hunger kämpfenden Heimarbeiterin, aus der ein Weg zu suchen ist für die Gedrückte, den die Referentin und ihr Korreferent Dr. Wilbrandt zu zeichnen sich bemühten. Thesen, Grundlinien, Einzelheiten und Bemerkungen aus den Verhandlungen können wir hier geben. Wo ein Kreis von Lesern unseres Blattes in einem Ort beisammen ist, mag man wohl über sie debattieren, denn wir sind uns entschiedener Abweichungen im Leserkreise wohl bewußt, das schadet nicht, das fördert.

Der Professor der Theologie, D. Troeltzsch in Heidelberg, hatte zu seinem Thema: „Die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft", folgende Thesen gestellt:

1) Neben der realistischen Betrachtung unter dem Machtgesichtspunkt und der wirtschaftsgeschichtlichen Ableitung unter dem Gesichtspunkt der Umformung wirtschaftlicher Interessen in politische Parteien hat auch die ethische Betrachtung ein unveräußerliches Recht.

2) Die Hauptthemen einer ethischen Auffassung sozialer und politischer Dinge sind die Themen des Kulturstaates, des reinen Nationalismus, der Demokratie und des Konservatismus.

3) Die beiden ersten ergeben kein endgültiges Prinzip politischer Ethik, wohl aber die beiden letzteren.

4) Das demokratische Prinzip ist ein auf dem Gedanken der Persönlichkeit beruhendes ethisches Prinzip, das sehr wohl einer politischen und nationalen Anwendung fähig ist, eine einheitlich-politisch ethische Auffassung hervorbringt und zum letzten Träger auch eine entsprechend religiös-metaphysische Weltanschauung hat.

5) Das konservative Prinzip ist völlig analog ein auf der natürlichen aristokratischen Verschiedenheit der Menschen beruhendes ethisches Prinzip, das aus dem Verhältnis von Autorität und vertrauensvollem Gehorsam eine politische Ethik und politisch-nationale Staatsgestaltung hervorbringt und seinerseits lediglich in einer religiös-metaphysischen Weltbetrachtung wurzelt.

6) Die christliche Ethik, soweit sie politische Ethik ist, verteilt sich mit ihren Gedanken auf Demokratie und Konservatismus, deren jedes eine Haupttendenz der christlichen Ethik unter Beimischung anderweitiger Gedanken entwickelt.

7) Die christliche Ethik kann eine politische Ethik heute nur entwickeln, wenn sie ihr Besitztum aus beiden Tendenzen, aus Demokratie und Konservatismus, zurückfordert und ihrerseits ihre Beurteilung politischer Dinge aus der Synthese dieser Tendenzen hervorbringt.

8) Diese Synthese war früher unmöglich und ist in der modernen Welt möglich geworden, weil uns als Quelle 1) christlich-politischer Gedanken nicht mehr bloß die Bibel, sondern die historische Gesamtentfaltung des Christentums dient, weil wir die christliche Idee von dem sie seit Anfang begleitenden 2) individualistischen Naturwerk unterscheiden gelernt haben, weil wir durch den Fall der 3) pessimistischen, altkirchlichen Erbsündenlehre eine positiv-ethische Gestaltung der natürlichen

Lebensbedingungen und ihrer Machtgebilde erstreben gelernt haben, schließlich weil wir nicht mehr Staat und Gesellschaft direkt aus der 4) christlichen Idee ableiten, sondern als selbständige Gebilde nur unter die religiösen Gebote der christlichen Idee möglichst zu unterstellen versuchen.

9) Eine vom Christentum inspirierte politische Ethik legt die beiden Gedanken des Persönlichkeitswertes und der demütigen Fügung in die natürlichen Ordnungen Gottes zu Grunde; sie entwickelt aus dem ersten Gedanken die Selbständigkeit der individuellen Persönlichkeit in Familie, Staat und Gesellschaft, die sich in einer möglichst demokratischen Staatsgestaltung schließlich äußern müssen; sie entwickelt aus dem zweiten Gedanken die Forderung der Anerkennung der natürlichen Ungleichheiten und der aus ihr hervorgehenden Machtbildungen, woraus sich die Konsequenz der Ergebung in die natürlichen Staats- und Machtformen ergibt; aber sie schränkt zugleich eines durch das andere ein, indem einerseits die berechtigte Persönlichkeit nur die sittlich gehaltvolle ist, und sittlicher Gehalt nur in den mannigfachen Unterordnungs- und Nebenordnungsverhältnissen gewonnen wird, indem andererseits die im natürlichen Prozeß gebildeten aristokratischen Gewalten ihre Aufgabe im sittlichen Sinne der Fürsorge fassen müssen, nur berechtigt bleiben, so lange sie wirklich fest in den natürlichen Verhältnissen wurzeln, und im Falle der Überlebtheit natürlich fester begründeten und sittlich gehaltvollern Mächten weichen müssen, jedenfalls einer Reform sich unterziehen müssen.

10) Die praktische Bedeutung dieser politischen Ethik des Christentums liegt vor allem in den von hier ausgehenden Richtlinien für das Verhalten der Kirche in den politisch-sozialen Kämpfen. Die Kirche hat hier als erste Aufgabe die rein religiöse und kann direkt aus sich überhaupt kein politisches Programm aufstellen, sondern nur zu den entstehenden Parteien und Programmen als gegebenen kritisch Stellung nehmen. Sie wird die demokratische und die heute damit identische soziale Reformpartei soweit billigen, als sie wirklich den Gedanken des Rechtes der Persönlichkeit vertritt und wird insbesondere aufstrebenden, dieses Idealwerk für sich erkämpfenden Klassen ihre Sympathie zuwenden, aber sie wird alle naturrechtlichen Gleichheitslehren, die naturhafte Fassung der Persönlichkeit überhaupt und den hetzerischen Klassenkampf, der dieses Ideal mit einer Klasse allein verknüpft, ebenso gründlich verwerfen. Sie wird andererseits den Geist der Ordnung und Autorität überall stärken, wo beide eine natürliche Notwendigkeit und ein sittliches Recht haben, aber völlig darauf verzichten, bestehende Gewalten bloß um der Erhaltung willen zu stärken.

11) Aber auch für die allgemeine politische Beurteilung ergeben sich von hier aus die Richtlinien für alle, die in den religiösen Gedanken des Christentums das Zentrum ihrer Lebensbeurteilung haben. Auch hier kann es sich nicht nur um christliche Politik handeln, die aus dem Christentum ein Staatsideal vorbereitet, sondern nur um Beurteilung und Beeinflussung der aus dem natürlichen Prozeß sich bildenden Parteien und Programme. Hier wird eine Verbindung des demokratischen Persönlichkeitsgedankens mit dem aristokratischen Ordnungs- und Erziehungsgedanken das Ideal sein. Dieses Ideal aber ist nicht bloß von der christlichen Idee aus notwendig, sondern es erweist sich auch als das beste Mittel, eine Versöhnung der Gegensätze nach Möglichkeit zu erreichen, ist insofern also auch vom politischen Standpunkt aus als ethisches Ideal brauchbar.

Wir freuen uns, die Gedankenfülle des Vortrages in der Druckausgabe wiederzufinden, und dann auch über unsere Bedenken, die in der Debatte auch schon ausgesprochen waren, zu sprechen, daß doch wohl der Dualismus zwischen dem Recht der freien Persönlichkeit (Demokratie) und der Notwendigkeit der Autorität (Aristokratismus) der Aufhebung näher zu führen sei, als der Referent es getan.

Wie retten wir im Zeitalter der Maschine und des Großbetriebes, in der der Einzelne zu „Händen", zur Nummer zu werden droht, die Persönlichkeit? Wem hätte diese Frage nicht schon aufgelegen? Pfarrer lic. Traub behandelte sie in seinem Referat: „Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit." Keine Rückkehr, kein Einhalten, der Fortschritt in der Technik und im Großbetriebe kann allein die Persönlichkeit retten. Die immer mehr verfeinerte Maschine übernimmt immer mehr auch den abstumpfenden Einzeldienst und fordert immer energischer fähige, ausgebildete Arbeiter, sie kürzt die Arbeitszeit und schafft Zeit für das Einzelleben und die Beschäftigung mit der Weiterbildung. Der Großbetrieb führt die Arbeiter zusammen und der große Verkehr unter ihnen fördert den Einzelnen, er schafft Standesbewußtsein, Standesehre, die zur Ehre des Einzelnen wird. Diesem Standesbewußtsein muß zur Betätigung Gelegenheit gegeben werden in Arbeiterkammern und im konstitutionellen Fabrikbetrieb. Man dürfe dies Standesbewußtsein nicht verletzen durch die Versuche der Bevormundung und des Gängelns. Die bestehenden Arbeiterorganisationen, ohne staatlichen Druck zusammengekommen, nötigen durch die Selbstdisziplin uns Achtung ab, der persönliche Egoismus wird zum Klassenegoismus, und das Zusammenhalten der verschiedensten Arbeiterkategorien unter großen Opfern wirkt mit zur Gestaltung der Persönlichkeit. Die Organisationen der Arbeitgeber sind berechtigt, doch muß die Großindustrie sich ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Dienstpflicht in erster Linie für die allgemeine Wohlfahrt bewußt sein, sie tue gut, die Arbeiterorganisationen, wie dies die schlesischen Textilindustriellen getan hatten, anzuerkennen. Nur Gedankengänge aus dem großen Referat haben wir geben können, und fügen hier die Thesen Traub's bei:

1) Die moderne Technik kann trotz ihrer Erfolge den unbedingten Wert der sittlichen Persönlichkeit nicht ersetzen.

2) Die technische Organisation der Arbeit beruht auf der feinsten Arbeitsteilung und straffsten Arbeitsvereinigung.

3) Im Interesse der Persönlichkeitsentwicklung ist der Fortschritt des automatischen Maschinenbetriebs zu beschleunigen.

4) Die wirtschaftliche Organisation der Arbeit beruht auf der größtmöglichsten Arbeitsersparnis, dem Sieg der leistungsfähigsten Betriebe.

5) Im Interesse der Persönlichkeitsentwicklung ist der Fortschritt zum gewerblichen Großbetrieb zu beschleunigen.

6) Den der sittlichen Persönlichkeit drohenden Gefahren ist zu begegnen vor allem durch die selbständige, rechtlich anerkannte Interessenvertretung der vom Großbetrieb abhängigen Personen und den Schutz ihrer vollständigen geistigen Bewegungsfreiheit außerhalb des Betriebs.

7) Die nationale Organisation der Arbeit beruht auf dem Gleichgewicht der großen Arbeitszweige. Im Interesse der Mannigfaltigkeit der Persönlichkeitsentwicklung ist in der Landwirtschaft der leistungsfähigere Betrieb der Zukunft, der Kleinbetrieb, zu unterstützen.

8) Die persönlichen Organisationen der Arbeiter bedeuten einen unentbehrlichen Beitrag zur Hebung der sittlichen Persönlichkeit. Die Arbeitgeberorganisationen haben ein sittliches Interesse daran, die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiterorganisationen anzuerkennen.

Alfred Fischer.

Octave Gréard.

(1828—1904).

Von Dr. R. Bluhm.

Plötzlich und unerwartet ist in diesen Tagen zu uns die Nachricht gedrungen: „Octave Gréard ist tot." Fürwahr, ein schmerzlicher, ein unersetzlicher Verlust für ganz Frankreich! Denn Octave Gréard war einer der größten Pädagogen, die Frankreich jemals hervorgebracht hat; er allein verkörperte in sich die Entwicklung des gesamten Unterrichtswesens der dritten Republik. Gréard war aber auch ein geachteter Schriftsteller, besonders auf pädagogischem Gebiete, und ein einflußreiches Mitglied der Académie française. Es ist also wohl berechtigt, an dieser Stelle auf die Bedeutung des Verstorbenen hinzuweisen und ihm einen Nachruf zu widmen, der ein besonderes Interesse beanspruchen dürfte durch den Umstand, daß er auf persönlichen Beziehungen beruht, die der Schreiber dieser Zeilen jahrelang zu M. Gréard gehabt hat.

Das Leben Gréards ist durchaus ruhig verlaufen; die Wendepunkte desselben werden ausschließlich bezeichnet durch die Stufen seiner pädagogischen Laufbahn, in der er vom einfachen Lehrer bis zum unumschränkten Leiter des höheren Schulwesens in Paris aufgestiegen ist. Geboren zu Vire im Departement Calvados am 18. April 1828, trat er im Jahre 1849 in die Ecole normale supérieure in Paris ein und bestand später die agrégation des lettres. Nachdem er in Metz, Versailles und Paris als Gymnasiallehrer gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1865 inspecteur de l'Académie de Paris. Im Jahre 1870 übertrug man ihm das Amt eines »directeur de l'enseignement primaire de la Seine«, und zwei Jahre darauf wurde er als Leiter des gesamten Volksschulwesens Frankreichs in das Ministerium des öffentlichen Unterrichts berufen, um endlich im Jahre 1879 zum »vice-recteur de l'Académie de Paris« auserwählt zu werden, dem sämtliche höhere Unterrichtsanstalten von Paris unterstellt sind.

Dreißig Jahre lang hat M. Gréard die höchsten, aber auch die verantwortungsvollsten Ämter bekleidet, die französischen Pädagogen offen stehen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Verdienste einzugehen, welche sich M. Gréard in den ge-

nannten Ämtern erworben hat; es darf aber doch auch nicht unterlassen werden, hervorzuheben, daß er auf die Entwicklung des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich einen weitreichenden Einfluß ausgeübt hat, und daß diesem Einfluß alle Reformen der Neuzeit direkt oder indirekt zu danken sind. Wenn heute die Geschichte der französischen Pädagogik unter der dritten Republik geschrieben werden sollte, so müßte der Name „Gréard" in goldenen Buchstaben an die Spitze gestellt werden. Unterrichtsminister sind in Paris gekommen und gegangen und haben Spuren ihrer Tätigkeit zurückgelassen, aber keiner hat so nachhaltig und so hervorragend auf die Geschicke des öffentlichen Unterrichts einzuwirken verstanden, keiner hat eine so unumschränkte Autorität und ein so ungetrübtes Ansehen genossen, wie der Verstorbene.

Als M. Gréard mit der Leitung des Volksschulwesens, zuerst für Paris und dann für ganz Frankreich betraut wurde, fand er recht dürftige und verworrene Verhältnisse vor; durch zielbewußtes Streben und zähe Ausdauer verstand er es, die französische Volksschule in geordnete Bahnen zu lenken, sie emporzuheben und ihr Achtung zu verschaffen. Dieselbe reformatorische Tätigkeit setzte er später als recteur de l'Académie de Paris fort, welches Amt ihn keineswegs hinderte, auch fernerhin mit dem Volksschulwesen in Beziehung zu bleiben und schließlich auch auf die Umgestaltung des Universitätsunterrichts einzuwirken.

M. Gréards Geist war in allen Zweigen des Unterrichtswesens zu spüren: alle Behörden und alle Kreise zogen ihn zu Rate, schenkten seinen Eingebungen Gehör und erkannten ihn als den alles umfassenden, mit allem vertrauten Pädagogen »par excellence« an.

Niemand besaß aber auch in so hohem Maße die Eigenschaften eines Administrators. Unermüdlicher Arbeitseifer, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ein großes Geschick, sich in schwierige Lagen zu finden und Menschen zu erfassen und zu würdigen, zeichneten ihn aus. Dazu gesellten sich die vorzüglichsten Charaktereigenschaften.

Jeder, der mit M. Gréard in Beziehung trat, hatte das Gefühl, einem vollkommenen Ehrenmanne gegenüberzustehen. Seine Haltung war durchaus aristokratisch und flößte Untergebenen sowie Fremden gleiche Hochachtung ein. Die Befangenheit, welche seine vornehme Zurückhaltung zunächst hervorrief, machte bei seinem Besucher bald einem rückhaltlosen Vertrauen Platz. Zuversichtlich durfte man sich ihm gegenüber aussprechen und sein Anliegen vorbringen; ohne bureaukratische Amtsmiene, mit offener und herzlicher Teilnahme hörte er zu und gab durch gelegentliches Kopfnicken oder Worte zu verstehen, daß er aufmerksam den Ausführungen des Besuchers folgte. Niemals aber war er rasch zur Hand mit Versprechungen; jeder Schmeichelei und jeder Täuschung abhold, verheimlichte er keineswegs etwaige Hindernisse und Schwierigkeiten; wenn er aber die Erfüllung eines Wunsches in Aussicht stellen zu können glaubte, tat er es ohne Rückhalt, und dann durfte man mit Sicherheit auf sein Wort rechnen. Unzufrieden verließ niemand sein Empfangszimmer. Wenn er auch nicht augenblicklich helfen konnte, so hatte er doch für jeden ein Wort der Aufmunterung, und das Bewußtsein, eine Angelegenheit in Gréards Händen zu wissen, mußte auch den Ungeduldigsten beruhigen.

Durch sein taktvolles, Ehrfurcht gebietendes Auftreten gewann M. Gréard alle Herzen. Groß ist daher die Zahl derer, welche ihn betrauern, ungeheuer die Zahl derer, die ihn schmerzlich vermissen werden. Für die Lehrerwelt Frankreichs, besonders aber von Paris war Gréard stets ein väterlicher Freund und Berater, der überall Rat zu schaffen wußte, Streitigkeiten schlichtete und Mutlose aufrichtete. Daher war auch das Vertrauen, welches man ihm schenkte, unbegrenzt, und zahlreich waren die Ehrenämter, die ihm angetragen wurden. Ausschüsse, Vereine und Gesellschaften stritten sich um die Ehre, M. Gréard zum Vorsitzenden, Mitgliede oder Gast zu haben. Schon im Jahre 1875 war er zum Mitglied der Académie des sciences morales erwählt worden, und im Jahre 1886 nahm ihn die Académie française in ihre Mitte auf. Außerdem trug er das Großkreuz der Ehrenlegion.

Die pädagogische Wirksamkeit Gréards hätte genügt, das Leben eines andern ganz auszufüllen. Gréard aber begnügte sich nicht mit seinen Amtsgeschäften; nach wohl getaner Pflicht suchte er Zerstreuung in literarischer Arbeit. Eine stattliche Reihe von Bänden gibt Zeugnis von seinem Bienenfleiße und würde an sich genügt haben, seinen Namen berühmt zu machen. Mit Vorliebe behandelte er in seinen Mußestunden pädagogische Stoffe, unter denen wir besonders hervorheben: »L'éducation des femmes par les femmes« und »Education et Instruction« in 4 Bänden. Unter seinen übrigen Werken nennen wir: »De la morale de Plutarque«, »Etude sur Prévost-Paradol« und »Etude sur Edmond Schérer«. Eine ähnliche Studie über Sainte-Beuve hat er nicht vollenden können. Und diese Druckwerke bilden nur einen Teil seiner schriftlichen Tätigkeit. Wie viel Geistesprodukte Gréards mögen in Gestalt von Berichten, Gutachten, Entwürfen und Rundschreiben in den Schränken der Schulbehörden und Ministerien liegen und werden niemals in die Öffentlichkeit dringen!

Vor wenigen Jahren legte M. Gréard sein Amt als vice-recteur nieder, nachdem er dasselbe in die Hände des bisherigen directeur de l'enseignement supérieur, M. Liard, gelegt hatte. Anstatt nun die wohlverdiente Ruhe zu genießen, fuhr er fort zu schaffen und seiner lieben »Université« zu dienen. Noch an dem Morgen seines Todestages hatte er in einer Sitzung des Conseil supérieur de l'instruction publique den Vorsitz geführt, wozu er, wie kein anderer, geeignet war. Vom Unterrichtsministerium aus begab er sich zu seinem Zahnarzt, mit dem er stehend verhandelte. »Je suis très pressé parce que . . . .«, sagte er zu dem Zahnarzte, doch konnte er den Satz nicht vollenden. Plötzlich wankte er und fiel zur Erde, bevor man ihn stützen konnte. Seine Familie sollte ihn nicht lebend wiedersehen. Um ihn trauern nun seine einzige Tochter (seine Frau starb vor 2 Jahren) und mehrere Enkel, darunter Dr. Sicard.

Es trauert um ihn aber auch ganz Frankreich, denn es verliert in Octave Gréard einen hervorragenden Denker und einen seiner bedeutendsten Pädagogen, dessen Werk Frucht bringen wird für alle Zeiten und dessen Name leuchten wird wie der eines zweiten Rollin. Friede seiner Asche!

Buddha auf der Bühne.

II.

Es ist fraglos ein bedeutsames Werk, welches Vogrich mit seinem „Buddha" an die Öffentlichkeit gebracht, ein Werk, das bei ernstgerichteten Hörern tiefgehende Wirkungen erzielen muß. Und die Oper nimmt schon im Hinblick auf den in ihr behandelten Stoff ohne Zweifel eine Sonderstellung gegenüber anderen modernen Werken ein: sozusagen eine Weltanschauungsoper, die als solche besondere Würdigung beanspruchen darf. Ob und inwieweit der Dichterkomponist selbst buddhistischen Anschauungen huldigt, entzieht sich unserer Kenntnis; daß aber der Buddhastoff ihm für eine dramatisch-musikalische Bearbeitung überhaupt sehr verlockend sein konnte, erscheint ohne weiteres leicht begreiflich. Dabei aber ist es nun hochinteressant zu beobachten, wie gerade beim Schlußteil seines Werkes der Verfasser zu liebenswürdigen Inkonsequenzen sich hat verleiten lassen, Inkonsequenzen in bezug auf die strenge Durchführung des buddhistischen Prinzips, die ihm strenge Vertreter dieser Weltanschauung jedenfalls übel nehmen müßten, die uns aber zeigen, wie die anima naturaliter christiana auch hier, wo es sich doch streng genommen um Darstellung einer „gottfreien" Weltanschauung handelt, unwillkürlich zu ihrem Rechte kommt. Wohl hat sich Vogrich bemüht, den Begriff des Nirwana, in welchem die buddhistische Denkweise gipfelt, auch schon vor dem

Schlußakt, der die ausdrückliche Bezeichnung „Nirwana“ trägt, zur Geltung kommen zu lassen.

„Kann in Entsagung ich das Glück nur finden,
Will ich der Welt dafür Nirwana künden!“

mit diesen Worten Gautamas schließt der 1. Akt, und als im 2. Akt Yasothara ihrem Gemahl bekennt:

„Auch deiner Lehr' Geheimnis sich mir bot,
Nirwana ist das Wort: lebend'ger Tod!“

da bestätigt Gautama sofort:

„So ist's! Längst zog der Tod in meine Brust.
Durch welchen Zauber wardst du dir's bewußt?
Wer Tod gewinnt noch in des Lebens Banden,
Der hat der Lehre tiefsten Sinn verstanden.“

Und wiederum im 2. Akt geschieht es, daß Gautama seinem Vater gegenüber für Reich und Arm, für Könige und Bettler, die alle gleiche Pein hienieden zu tragen haben, das gleiche Ziel feststellt — „Nirwana: der Entsagung höchster Lohn“. Aber wie nun, wenn der, dessen Lippen die strenge Grundforderung der Entsagung immer wieder betonen, im letzten Akt, dem Ziele des Nirwana nahe, mit sterbender Stimme sehnsüchtig verlangend nach seinem Weibe ruft:

— „Noch so weit, Yasothara!
O gib mir Trost, o komm, wie du versprochen!“

und wenn er dann, sie in seiner Nähe schauend, in die Worte ausbricht:

„O Wunder — bin dem Leben schon entrückt?
Welch unnennbare Wonne rührt mein Herz!
Mir war's, als fühlt' ich ihren Kuß entzückt,
Und wieder jung, verschwunden aller Schmerz!“

Und wo bleibt der Buddhismus des Buddha bei den Worten, die wir bald darauf seinem Weibe gegenüber aus seinem Munde hören:

„Hat Gott mit uns'rer Liebe solch Erbarmen,
Noch vor dem Ende soll mein Herz erwarmen!“?

An Stelle der weltverachtenden Entsagung ist unversehens die Liebe getreten und es ist im letzten Grunde nicht mehr buddhistische Lehre, die uns im Schlußakte gepredigt wird, es ist vielmehr christlicher Geist, der uns da entgegenweht. Nirwana ist nicht mehr nur das Erlöschen des Lebens und des Leidens, es ist Glück und Seligkeit, und — der dahin führt und leitet, ist nicht der entsagende Menschengeist, es ist — Gott! Von Gott künden die letzten Worte Gautamas an seine Schüler:

„Gott sendet einst den Größten aller Welt:
Was jetzt wir ahnen, wird er lehren — Liebe!“

und diesem Zeugnis des sterbenden Königssohnes entsprechen die letzten Worte seines Weibes:

„Des Himmels Licht
Die Wahrheit spricht:
Geheimnisvoll wirkt alle Welt,
Durch Liebe nur sie sich erhält.“

Von einem Werke aber, welches in solchen Tönen ausklingt, wird man nicht zu befürchten brauchen, daß es der Verbreitung buddhistischer Wahnideen förderlich sein könne, — im Gegenteil, es ist anzunehmen, daß Manchem, auf den vielleicht modern-buddhistische Propaganda schon irgend welchen Einfluß ausgeübt hat, beim Anhören des Vogrichschen „Buddha“ die Augen aufgehen werden zu rechtem Schauen und Erfassen dessen, was „der Größte aller Welt“, den Gott in die Menschheit gesandt, als alles wahren Menschenstrebens höchstes Ziel verkündet und vorgelebt hat. Ein in den letzten Jahren mehrfach genannter deutscher Buddhist*), der doch von strengen Anhängern buddhistischer Weltanschauung keineswegs als einer der Ihrigen anerkannt worden wäre, hat die Meinung vertreten zu müssen geglaubt, „daß, wenn man dem Buddhismus und dem Christentum mit gleicher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn man beide als Tatsachen der menschlichen Kulturgeschichte betrachtet und nach dem Werte fragt, den die eine und die andere dieser Religionen für das Wohl der Menschheit gehabt haben, man den Buddhismus weit höher schätzen muß als das Christentum“, und er hofft, „daß diese Ansicht sich in den christlichen Ländern bei deren nur noch nominell christlichen Bewohnern mehr und mehr Geltung verschaffen wird“. Nun, solcher Meinung gegenüber braucht nur das Eine immer wieder betont zu werden, was D. Grimm in einem trefflichen Vortrag über „antike, buddhistische und christliche Moral“ (Heidelberg 1902) klar herausgestellt hat, daß der Buddhismus „seinem Kerne nach eine Ethik für Mönche“ ist (wie denn Buddha selbst als Stifter ein Mönch gewesen), um modern-buddhistische Phantastereien als solche ins rechte Licht zu setzen und ihre negative Bedeutung für eine vorwärts und aufwärts schreitende Menschheit klar erkennen zu lassen. Hierzu aber kann an seinem Teile auch das Theater beitragen, wenn es ein Werk wie Vogrichs „Buddha“ vor nachdenklichen Menschen zur Aufführung bringt; gerade solche Aufführung mag wohl geeignet sein, in besonderem Sinne an Schillers Auffassung der Schaubühne als „einer moralischen Anstalt“ zu gemahnen, zugleich aber, was das hier in Betracht kommende große Thema religiös-sittlicher Weltanschauung anbetrifft, Goethes oft zitiertes Wort aufs neue wirksam in Erinnerung zu rufen: daß der menschliche Geist über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht hinauskommen wird!

Kunitz b. Jena. E. Böhme.

*) Vgl. Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrat Theodor Schultze) Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. 2. verm. Aufl. 1901, S. 48.

Vom Büchertisch.

Arnold Köster: Neue Menschen. Moderne Predigtbibliothek, II. Serie, 4. Heft Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig, 1903. Brosch. *M.* 1,20, geb. *M.* 1,80.

Neue Menschen, moderne Menschen sind nach dem Vorwort als Hörer und Leser gedacht. Ihnen können die Predigten in der Tat etwas bieten. Es wird ihnen Jesus Christus als der „Löwe aus Juda“, ein Held, ein Sieger in allem Kampf vor das Auge gestellt. Er ist's, der allem Suchen nach Gott, von dem der Mensch nun einmal nicht loskommt, zu einem herrlichen Finden und fröhlichen Haben verhilft. Er ist's, der die Losung „Vorwärts“ den Menschen immer aufs neue in die Seele ruft, damit sie durch ihn neue Gottesmenschen voll Mut und Kraft werden. „Nur eine durch Christus erneuerte Menschheit kann den „modernen“ Aufgaben gerecht werden, und nur die „moderne“ Menschheit kann die Kraft der Erneuerung in Jesu Christo recht betätigen und zur Entfaltung bringen“, nur die „moderne“ Menschheit kommt zu wahrem Fortschritt auf allen Lebensgebieten. Dabei soll der Christ „ein wirklich lebendig und warm empfindender Mensch bleiben“, wie auch Jesus es immer blieb. Besteht aber der Wert und die Seligkeit des Erdenlebens in einem siegreichen Kampf im Dienste Gottes und Christi, in einem stets treuen Wirken und Schaffen, so können wir uns das ewige Leben im Himmel auch nur als Tat, als Kampf, als Triumph, nicht als beschauliche Ruhe, als bequeme Rast vorstellen. — Das sind wahrlich Gedanken, wie sie für unsere Zeit passen. Und sie sind, wenn auch hier und da vielleicht ein wenig breit, doch klar und warm ausgesprochen. Man wird sie gern und gewiß nicht ohne segensvolle Anregung lesen.

Hachmeister.

Dienet einander. Eine homiletische Zeitschrift. Unter Mitwirkung von D. Wilh. Faber, D. Herm. Jacoby, Dr. Heinr. Rocholl, D. Wilh. Wiener u. a. Herausgegeben von Dr. Wilh. Rathmann. Leipzig, G. Strübigs Verlag, 1903/04 (XII. Jahrgang), 2. Heft.

Die Weihnachtspredigt über Matth. 1, 18—23 von Richter scheint mir namentlich in ihrem ersten Teil, in dem Maria, die „das reinste und vollkommenste Geschöpf war, das, als die Zeit erfüllet war, auf Erden lebte“, und Joseph, der noch nicht weiß, „daß der Messias Sünderheiland sein werde, ja, daß der Mensch überhaupt einen Sünderheiland braucht für seine Seligkeit“, einander gegenüberstehen und als Bilder für die Kirche bezw. für diejenigen, die sich, wenigstens innerlich, von ihr lossagen, gelten, wenig glücklich zu sein. Auch die Gedanken über Ps. 51, 12 ff. von Schneider bieten kaum brauchbaren Stoff; besser sind desselben Verfassers Betrachtungen über Ps. 109, 1 ff. In den Entwürfen und Dispositionen von Neumeister und Rathmann findet sich unter weniger Ansprechendem auch manch guter Wink. Den Besprechungen über neue Erscheinungen fehlt es nicht an sachlicher Ruhe.

Hachmeister.

Bruno Stachowitz. Predigt über Gal. 3, 3, gehalten am Reformationsfest 1903 in der altstädt. evangel. Kirche zu Thorn. Kommissionsverlag von E. F. Schwartz in Thorn. 0,25 Mk

Ein ernstes, freimütiges Mahnwort an die enangelische Kirche, das Heil nicht in dem zu suchen, worin wir schwach sind, im Fleisch — in der äußeren konfessionellen Form —, sondern in dem, worin wir stark sind, im Geist und in der Wahrheit.

Hachmeister.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 25.

Bremen
Berlin.

18. Juni 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg. II. — Aus dem Reichslande. Fameck. — Stöcker. — Einzelkelch. — Kirche und Streik. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Die Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg.

II.

Die zweite Frage: Wer soll in der Volksschule lehren? erörterte Seminaroberlehrer K. Muthesius-Weimar in dem Thema: „Universität und Volksschullehrerbildung." Da die Erziehung das größte und schwerste Problem ist, muß in der Volksschule ein Erzieher wirken, dem die denkbar höchste und vollkommenste Berufsausrüstung zu teil geworden. Diese kann ihm nur da geboten werden, wo die Wissenschaft in ihrem Gesamtumfange die höchste Pflege erhält, auf der Universität. Nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach ist seine Arbeit von der des höheren Lehrers verschieden, denn bei aller Differenzierung des Schulwesens muß der Zweck der Geistesbildung im Sinne einer veredelnden, emporziehenden Macht das einigende Band bilden. Das mächtig anschwellende Bildungsbedürfnis der breiten Massen, die gewaltige Kulturbewegung in unserer Zeit stellen dem Volksschullehrer bei weitem höhere Aufgaben als früher. Er soll in erweiterter Auffassung seines Berufes als Volkslehrer alle Bestrebungen und Veranstaltungen zur Hebung der Volkskultur tatkräftig unterstützen. Alle seine Einzelaufgaben muß er erfassen in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit dem großen Ganzen, also auf der Grundlage einer gefesteten und auf klaren Überzeugungen ruhenden Weltanschauung. Dem Streben des Lehrerstandes nach Universitätsbildung darf deshalb die grundsätzliche Berechtigung nicht versagt werden.

Die Universitätsbildung des Lehrerstandes bezeichnete Muthesius als das letzte Ziel, das aber wegen mancherlei Hindernisse in absehbarer Zeit nicht zu erreichen und bei dem gegenwärtigen leidlichen Zustande des deutschen Volksschulwesens auch noch nicht dringend sei. Es empfehle sich, dieses Ziel zunächst zurückzustellen, aber die ersten dahinführenden Schritte zu tun: Die Tatsache, daß in den Seminaren von heute nach Vorschrift der amtlichen Lehrpläne wissenschaftlicher Unterricht zu erteilen ist, erfordert wissenschaftlich gebildete Seminarlehrer, die aber aus dem Volksschullehrerstande hervorgegangen sein müssen, wenn die segensreiche Wechselwirkung zwischen Volksschullehrerarbeit und Volksschullehrerbildung aufrecht erhalten werden soll. Nicht, wie es jetzt vielfach geschieht, in besonders zubereiteten Einzelkursen, sondern in einem auf normalem Wege zurückzulegenden Studiengange an der Universität muß der künftige Seminarlehrer seine wissenschaftliche Ausbildung erwerben und durch Ablegung einer Prüfung nachweisen.

Ist dieses nächste Ziel erreicht, dann stehen der Schulverwaltung auch Männer aus dem Volksschullehrerstande mit akademischer Bildung für den Schulaufsichtsdienst zur Verfügung. Die Seminare aber mit ihren wissenschaftlich gebildeten Lehrern und den einen wissenschaftlichen Unterricht fordernden Lehrplänen wird man als höhere Schulen anerkennen und ihren Abiturienten die allgemeine Fähigkeit zum akademischen Studium ebenso wenig absprechen wie heute den Abiturienten der Oberrealschulen. Praktische und taktische Erwägungen sprechen dafür, für die Übergangszeit nur zu fordern, daß einer Auslese der Tüchtigsten das Recht zum Universitätsbesuch zugestanden wird, wie es in Sachsen und Hessen bereits der Fall ist. Dort ist auch der Beweis erbracht, daß die Lehrer den Ansprüchen des akademischen Unterrichts nach jeder Richtung hin genügen. Im Königreich Sachsen haben im letzten Jahrzehnt von 151 auf dem Seminar vorgebildeten Studierenden 51 die akademische (pädagogische) Abschlußprüfung mit der Gesamtzensur „vorzüglich", 79 mit „sehr gut" und 21 mit „gut" bestanden. Eine geringere Gesamtzensur — ziemlich gut oder genügend — hat niemand erhalten. 122 haben die Lehrbefähigung in den sprachlich-historischen Fächern, die man für die seminarische Vorbildung als besonders schwierig bezeichnet, erlangt und nur 29 haben sich mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien gewidmet.

Muthesius forderte in seinen Leitsätzen nur das, was ihm für die nächste Zeit erreichbar erscheint, das letzte Ziel ließ er unausgesprochen. Die Universitäten bezeichnete er als die durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzenden Stätten für die Volksschullehrerfortbildung, und für die Volksschullehrer, die einen regelrechten Studiengang durchlaufen und durch Ablegung einer wissenschaftlichen Prüfung ihre Studien zum Abschluß gebracht haben, verlangte er die Anwartschaft auf den Schulaufsichts- und Seminardienst.

So lebhaften Beifall der fast zweistündige Vortrag als Ganzes, besonders aber seines ersten Teiles wegen fand, so wenig Anklang fanden die Konzessionen und Leitsätze des Vortragenden. Man wollte keine Verschleierung des Endziels. Was man als notwendig für den Lehrerberuf erkannt hat, das sollte auch für alle Lehrer gefordert werden, damit es der Arbeit an der gesamten Jugend zu gute komme. Man wollte sich nicht damit begnügen, einigen Bevorzugten die Pforten der Universität zu öffnen, um ihnen dadurch den Seminar- und Schulaufsichtsdienst zu erschließen. Um diese Punkte drehte sich fast ausschließlich die zweistündige Debatte. Nur vereinzelt und ohne Widerhall waren die Stimmen, die die Seminare für so verbesserungsfähig erklärten, daß durch sie die wissenschaftliche Ausbildung aller Volksschullehrer gesichert werden könnte, und die mit der Forderung Muthesius' zufrieden waren. Tews und Pantsch-Berlin und Langermann-Barmen stellten die radikalsten Forderungen. Ihre Anträge deckten sich inhaltlich und gelangten in der Fassung des Langermannschen Antrages mit sehr großer Majorität zur Annahme:

1. Die Universitäten als Zentralstellen wissenschaftlicher Arbeit sind die geeignetste, durch keine andere Einrichtung vollwertig zu ersetzende Stätte für die Volksschullehrerbildung. Für die Zukunft erstreben wir daher Hochschulbildung für alle Lehrer.

2. Für die Jetztzeit dagegen fordern wir, daß jedem Volksschullehrer auf Grund seines Abgangszeugnisses

vom Seminar die Berechtigung zum Universitätsstudium erteilt werde.

Daß die Universitäten in ihren gegenwärtigen Einrichtungen noch nicht alles das bieten, was der Lehrer für seinen Beruf nötig hat, wurde von Muthesius und auch in der Debatte wiederholt ausgesprochen. Man sah aber davon ab, Vorschläge in dieser Richtung zu machen, und hielt es für gut, nur das Prinzip zu betonen.

Die Deutsche Lehrerversammlung will die gesamte deutsche Jugend in der Volksschule haben, damit die Schule so vollkommen wie nur möglich werde, zum Segen für die deutsche Jugend. Sie verlangt die denkbar beste Ausbildung für die Lehrer aus demselben Grunde. Und wieder dieser Grund ist es, der sie veranlaßt, die fachmännische Schulaufsicht zu fordern. Das zeigte sich bei der Beantwortung der dritten Frage, im Vortrage und in den Verhandlungen über „Die Schulaufsichtsfrage". Es kamen keinerlei Angriffe gegen die Geistlichen als solche zum Ausdruck. In rein sachlicher und friedlicher Weise wurde nachgewiesen, daß es im Interesse der Schule und auch der Kirche liegt, wenn den amtierenden Geistlichen das Nebenamt als Schulinspektor genommen und die Schulaufsicht durchweg in die Hände bewährter Fachmänner gelegt wird.

Rektor Juds-Kolberg gab in seinem Vortrage zunächst einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung der Schulaufsicht und ging dann auf die nachteiligen Wirkungen der nichtfachmännischen Schulaufsicht näher ein: Die oberen Instanzen der Schulverwaltung sehen die Leistungen der Schule durch die Brille von Personen aus anderen Ständen, denen es in der Regel an der nötigen Sachkenntnis fehlt, und kommen dadurch oft zu einem falschen und ungerechten Urteil. Das erregt Mißstimmung in den Lehrerkreisen und trübt die Arbeitsfreudigkeit, stört auch das gute Einvernehmen und Nebeneinanderwirken zweier staatserhaltenden Stände, des Lehrerstandes und der Geistlichen. Die Arbeit in der Schule wird nicht gefördert, denn durch die Schulaufsicht sollen nicht nur die Schäden aufgedeckt, sondern es soll auch gezeigt werden, wie sie zu verhüten sind und wie es besser zu machen ist. Das kann aber nur jemand, der lange und mit Erfolg in der Schule praktisch tätig war.

Es hat für die Geistlichen nichts Verletzendes, wenn man ihnen die Fähigkeit, die Schulaufsicht in dem Sinne auszuüben, abspricht, denn man verlangt sonst von keinem Gliede eines Standes, daß es auch noch in einem anderen Berufe Meister sei. Das Amt eines Schulaufsichtsbeamten und das des Geistlichen erfordert jedes für sich die volle Manneskraft. Wenn aber beide Ämter in einer Person vereint sind, kommt keines zu seinem vollen Recht. Das haben auch Geistliche bereits anerkannt und erklärt, sie würden den Tag segnen, an dem die geistliche Schulaufsicht aufgehoben wird.

Rektor Juds erklärte, wenn von der Lehrerschaft für die Schulaufsicht Fachmänner gefordert werden, so meine man damit nicht ausschließlich seminarisch gebildete Volksschullehrer. Auch Philologen und Theologen würde man als solche anerkennen, wenn sie in der Volksschule längere Zeit praktisch gearbeitet und die Leiden und Freuden des Lehrerberufes am eigenen Leibe erfahren haben. Wünschenswert würde es sogar sein, daß der Schulaufsichtsbeamte dauernd wöchentlich einige Stunden selbst unterrichtet. Die hier und da verbreitete Meinung, die Stellung der Lehrerschaft gegen die geistliche Schulaufsicht entspringe einer antireligiösen Gesinnung, erklärte der Vortragende für ganz unzutreffend, und als er betonte, der bei weitem größte Teil der deutschen Lehrerschaft wolle den Religionsunterricht in der Schule nicht missen, erscholl in der Versammlung lebhafter und allseitiger Beifall.

Zu bemerken ist noch, daß die vom Redner geforderte Fachaufsicht sich auf die Kreisschulinspektion bezieht. Nach ihrer Einführung solle die Lokalschulinspektion als überflüssig aufgehoben werden, denn es brauche nicht für jeden Lehrer ein besonderer Aufseher vorhanden sein.

In der Debatte sprach General-Superintendent D. Braun seine Freude über den versöhnlichen Ton des Vortrages aus. Er bedauere es aber, daß man aus Einzelfällen, die gegen die geistliche Schulaufsicht sprechen, ein allgemeines Urteil hergeleitet habe. Es gäbe im geistlichen Stande ausreichend Kräfte, die für die Schulaufsicht fähig sind. Alles hänge von der einzelnen Persönlichkeit ab. Er selbst habe stets in einem Vertrauensverhältnis zu den Lehrern gestanden und mit ihnen Hand in Hand gearbeitet. Die Lokalschulaufsicht sei nicht ganz zu entbehren. Ein junger alleinstehender Lehrer bedürfe eines Beraters, und dazu eigne sich immer noch am besten der Ortsgeistliche. Das Gute werde sich Bahn brechen, und die Lehrerschaft möge die fachmännische Aufsicht betonen, aber niemals einem anderen Stande die Fähigkeit und innere Tüchtigkeit absprechen. Hierzu erklärte Rektor Juds unter lautem Beifall der Versammlung: Nicht gegen den Stand der Geistlichen als solchen kämpfen wir; mit dem wollen wir gern gemeinschaftlich an der Weiterentwicklung des Volkes arbeiten, aber nicht im Gefühl der Unterordnung, sondern dem der Nebenordnung. In ähnlichem Sinne sprachen sich auch andere Redner, vor allem Landtagsabgeordneter Rektor Kopsch-Berlin aus: Es ist nicht ein Kampf gegen die Geistlichen, sondern ein Kapmf für die fachmännische Schulaufsicht aus Liebe und im Interesse für unsere Schule. Niemand kann zwei Herren dienen. Wer einen anderen Beruf zum Lebensberuf erwählt hat, muß eine nebenamtliche Tätigkeit unter dem Gesichtswinkel seines Hauptberufes ausüben, ganz gleich, ob Geistlicher, Landrat, Bürgermeister oder Oberförster. Es kann auch der seelsorgerischen Tätigkeit des Geistlichen nicht förderlich sein, wenn er sich — wie es oft nicht zu vermeiden ist — als Schulaufsichtsbeamter, als Organ der staatlichen Gewalt in Widerspruch setzt zu seiner Gemeinde oder zu einzelnen Teilen derselben. Wir wollen die fachmännische Schulaufsicht, damit das Urteil dem Lehrer gegenüber hervorgeht aus der rechten Sach- und Fachkenntnis und damit wir Männer haben, die bereit sind, ihr ganzes Leben in den Dienst der Schule zu stellen. Lehrer Reichart-Stuttgart hielt es nicht für gut, daß der Religionsunterricht besonderen geistlichen Inspektoren unterstellt bleiben solle. Auch dieser Unterricht sei nach pädagogischen Grundsätzen zu erteilen und darum der fachmännischen Aufsicht zu unterwerfen. Eine besondere Behütung der Religion in der Schule durch die Kirche sei aber nicht nötig, denn die Religion sei dort nicht in Gefahr; der gesamte Unterricht müsse vom religiösen Geiste getragen werden. In seinem Schlußwort wies der Referent darauf hin, daß die Forderung des letzten Redners für Preußen eine Verfassungsänderung bedeute und darum hier nicht in Frage kommen könne. Die Geistlichen aber würden nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht den Lehrerstand viel näher kennen lernen und erkennen, daß auch der Religionsunterricht ohne ihre Aufsicht sehr gut aufgehoben sei.

Die Leitsätze des Referenten wurden hierauf unverändert und einstimmig angenommen. Sie lauten:

1. Im Interesse der Schule ist die fachmännische Schulaufsicht einzuführen.

2. Die Volksschulen sind unmittelbar dem Kreisschulinspektor zu unterstellen; die Lokalschulaufsicht ist zu beseitigen.

3. Die Kreisschulinspektion im Nebenamte ist aufzuheben; zu ständigen Kreisschulinspektoren sind Schulmänner, die sich im Volksschuldienst bewährt haben, zu berufen.

Mit diesen vier Vorträgen, die die beiden Hauptversammlungen ausfüllten, war das Arbeitsprogramm der Deutschen Lehrerversammlung nicht erschöpft. In zahlreichen Nebenversammlungen wurden Fragen aus den verschiedensten Gebieten des so umfangreichen Lehrer- und Erzieherberufes erörtert. Eine reichhaltige Schul- und

hygienische Ausstellung, mustergültig eingerichtete und ausgestattete Schulgebäude, die Krönungsstadt mit ihren historisch-denkwürdigen Stätten, der nahe Strand der Ostsee mit seinen Haffbildungen boten der Eindrücke gar viele, die segensreich nachwirken werden, wenn die viertausend deutschen Lehrer heimgekehrt ihren Schülern wieder in die Augen schauen.

Aus dem Reichslande.

Fameck. — Stöcker. — Einzelkelch.

„Es ist eine Lust, zu leben", möchte der Berichterstatter fast ausrufen, wenn er dessen gedenkt, was sich in letzter Zeit bei uns Erfreuliches zugetragen hat. Es hat sich etwas bei uns „geregt", und bezeichnend ist es für die Gesamtlage des deutschen Protestantismus, daß ob dem Wenigen und eigentlich doch Selbstverständlichen, das da geschehen ist, in allen fortschrittlichen Blättern unseres großen, deutschen Vaterlandes ein triumphierender Ton angeschlagen wurde. Ja, wir sind bescheiden geworden, wir deutschen Protestanten, Abschlagszahlungen auf unser gutes Recht buchen wir mit einer Selbstzufriedenheit, als ob uns das denkbar Größte zugefallen wäre.

Denn um etwas rudimentär Selbstverständliches handelt es sich schließlich in dem berühmt gewordenen Famecker Friedhofsstreit. Nur war das Selbstverständliche bisher von der Regierung als etwas Unmögliches drangegeben worden. Nach gutem, klaren Recht sind die Friedhöfe bei uns im Reichsland Anlagen und Eigentum der bürgerlichen Gemeinde. Nach altem Herkommen freilich haben sich in der Praxis, wo es geht, überall die „edlen Herren der Kirche" auch als Herren der Friedhöfe aufgespielt und es durchgesetzt, daß es konfessionelle Friedhöfe, oder doch wenigstens solche Friedhofsabteilungen gäbe, nur damit auch im Tode noch Katholiken und Andersgläubige auseinander gehalten würden. In großen Gemeinden mit starker und selbstbewußter Gemeindeverwaltung, wie etwa Straßburg, erheben sie solche Ansprüche nicht, oder sie lassen sie doch, wenn sie nicht damit durchdringen, ruhig fallen und beweisen so, daß auch die katholische Kirche sich ganz gut in neuzeitlich staatliche Verhältnisse zu schicken vermag; sie läßt dann auch ganz ruhig einen alten, aus der Zeit Napoleons I. stammenden Polizeiartikel fallen, der da lautet: dans les communes où l'on professe plusieurs cultes, chaque culte doit avoir un lieu d'inhumation particulier; et dans le cas où il n'y aurait. qu'un seul cimetière on le partagera par des murs, Laies ou fossés en autant de parties qu' il y a de rites différents, avec une entrée particulière pour chacune, et en proportionnant cet espace au nombre d'habitants de chaque culte. Wie gesagt, in großen Gemeinden, wie Straßburg u. a., ist dieser alte Polizeiartikel längst in Vergessenheit gesunken, Katholiken und Protestanten werden da auf dem Friedhof in einer Reihe beerdigt. Aber in Lothringen, wo erst neuerdings, seit dem Umschwung der politischen Verhältnisse, die Katholiken sich aufs Zusammenleben und — Begrabenwerden mit Protestanten einrichten und gewöhnen sollen, da steift man sich auf dies sog. „Prairialdekret" (23. Prairial XII) und sucht es zum Gummischlauch zu machen, den man dehnen kann nach Belieben. So kalkuliert die klerikale Logik: wird an einem Orte, der sonst nur Katholiken als Einwohner zählt, einmal ein Protestant beerdigt, so ist das eben „Bekennen eines Kultus" daselbst, also kann auf Grund des Prairialdekretes die Anlage eines besonderen Friedhofes oder doch Abgrenzung eines besonderen Abteiles verlangt werden. Um mit dieser Forderung durchzudringen, haben sie in Lothringen seit Jahren Friedhofsskandale inscenieret und, wenn die Regierung nicht willig ist, wird der „entweihte" „katholische" Friedhof mit dem Interdikt belegt, d. h.: kein Priester betritt ihn mehr, sondern kehrt bei Beerdigungen vor seinem Tore um. So war es auch in Fameck, einem sonst unbekannten lothringischen Orte, geschehen, und Bischof Benzler von Metz hat das sonst wohl auch nur vom Priester eigenmächtig vollzogene lokale Interdikt mit seiner bischöflichen Autorität gestützt. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt. Denn während sonst in unserem stark klerikal durchsetzten Landesausschuß derlei kirchliche Fragen ängstlich scheu umgangen und totgeschwiegen wurden, griff dieses Mal das neu gewählte Mitglied, der freisinnige Colmarer Rechtsanwalt Blumenthal, keck die heikle Frage auf und beleuchtete sie gründlich nach allen Seiten im neuzeitlichen Lichte. Andere liberale, ebenfalls frisch gewählte Abgeordnete, sowie die Sozialdemokraten sekundierten ihm, und da sie eben nur Selbstverständliches sagten, so war im klerikalen Lager alles baff und — stumm ob solcher Keckheit, einen Bischof, sage und schreibe einen Bischof, den Bischof von Metz, den Günstling des Kaisers, coram publico vorzunehmen. Was ja von klerikaler Seite versucht wurde, um ihn zu rechtfertigen, klang so kläglich, daß die Regierung in diesem Falle eigentlich leichtes Spiel gewann. Unserem durch und durch fortschrittlich gesinnten Kultusminister Dr. Petri kam es gewiß von Herzen, wenn er sofort den Bischof rundweg fallen ließ und ihm öffentlich ins Stammbuch schrieb, er habe den Boden des Gesetzes verlassen. Unser Staatssekretär aber, Ernst Mathias von Köller, wie ihn die sozialdemokratische Presse stets feierlich benennt, und dessen politische Staatsklugheit bei dem Troste gelandet ist, doch lieber im schwarzen als im roten Meer ertrinken zu wollen, — der Staatssekretär präzisierte im Reichstage die Erklärung seines Unterstaatssekretärs dahin, daß der Bischof eigentlich nicht sowohl den Boden des Gesetzes verlassen, als ihn nicht beschritten habe. Weiter glaubte auch er nicht zurückgreifen zu müssen, und getraute er sich wohl auch nicht angesichts der durch die liberalen Abgeordneten geschaffenen klaren Rechtslage und der dadurch hervorgerufenen Stimmung, die spontan gegen den Bischof im ganzen Reichslande aufgeflammt war. Von dem Bischof, den der Kaiser selber sich für so schwieriges Terrain, wie Lothringen es ist, ausgesucht hatte, hätte man sich eines Anderen versehen, als solcher mittelalterlicher Intoleranz. Angesichts solcher Stimmung kam nun schließlich alles und wartete auch alles mit Spannung auf die Stellungnahme des Kaisers. Wie so oft, hat der Kaiser mit glücklichem Instinkte die Situation klar erfaßt. Sein Erscheinen bei der Einweihung der neuen reformierten Kirche in Metz, die Zurücknahme des Interdiktes durch den Bischof kurz vor dem Eintreffen des Kaisers daselbst, die knapp bemessene Audienz des Bischofs im Bahnhofe kurz vor der Abreise des Kaisers, wobei die Kaiserin den Kirchenfürsten ostentativ nicht bemerkt haben soll, der Kaiser aber ohne den Bischof auf den Bahnsteig kam, — das alles hat dem protestantischen Bewußtsein hier im Lande wieder einen guten Ruck und uns allen das Gefühl gegeben, daß trotz alledem der Kaiser ein durch und durch protestantischer Mann sei. Seit Wilhelm II. auf dem Thron ist, dürfte er sich bei den Protestanten und den antiklerikalen Elementen Elsaß-Lothringens nicht in größere Gunst gesetzt haben, als durch dieses sein mannhaftes Verhalten im kleinlichen, aber doch so berühmt gewordenen Famecker Friedhofsstreit. Ein Versuch von klerikaler Seite, die Sache nachträglich so darzustellen, als sei dem Bischof sein Rückzug durch stille Konnivenzen erleichtert worden, ist regierungsseitig klipp und klar als Fälschung zurückgewiesen worden.

Das einmal gründlich aufgerüttelte protestantische Bewußtsein erwies sich alsdann als nachhaltig auch gleich in der famosen Stöcker-Affäre. Stöcker hat sich veranlaßt gefunden, für einen der Ultramontansten des Landes, der dem Liberal-Demokraten Blumenthal das Reichstagsmandat für Straßburg-Land streitig machen wollte, Stimmung zu machen, indem er den christlich-sozialen Protestanten den Rat gab, unter der Parole „Gegen die Sozialdemokratie" — Blumenthals Standpunkt berührt sich mit dem sozialdemokratischen — für Hauß zu stimmen. Dabei hatte

Stöcker sicherlich auf die vielen orthodox-protestantischen Gemeinden des Hagenauerlandes spekuliert. Die haben ihm aber deutlich heimgeleuchtet: Mann für Mann gaben alle protestantischen Gemeinden, wie sich das aus den Stimmtabellen unzweideutig ergibt, ihre Stimmen für Blumenthal ab und setzten so im Verein mit den Sozialdemokraten dessen Sieg durch. Erwähnenswert ist dabei die löbliche Haltung der „Straßburger Zeitung", eines gut protestantischen und von gut sozialer Gesinnung beherrschten Blattes gewesen; die wies Stöcker direkt die Tür im Reichslande: moralisch und politisch habe er kein Recht, sich in unsere elsaß-lothringischen Reichstagswahlen zu mischen; sein cynischer Hohn, mit dem er Blumenthal als Juden abseits stellen wollte — er ist Protestant —, wurde als unchristlich näher beleuchtet und seine Wahrheitsliebe ein wenig tiefer gehängt. Der Erfolg dieser klaren, protestantischen Stellungnahme gegenüber klerikaler Dunkelmännerei im protestantischen Gewande schlug derart durch, daß, wie schon gemeldet worden ist, der Vorstand der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission sich veranlaßt sah, Stöcker die ihm angetragene Predigt bei der diesjährigen 40. Tagung in Straßburg wieder abzunehmen. Wir gehen wohl nicht in die Irre, wenn wir die Initiative zu diesem Einschreiten dem Präsidenten der Konferenz, der kein anderer ist, als der oberste Leiter unserer reichsländischen Kirche A. K., Dr. Curtius, zuschreiben; allein daß er im Vorstand durchdrang, wirft doch ein bezeichnendes Licht auf unsere kirchlichen Verhältnisse hier. — Wir geben diese ausführlichere Darstellung des Vorgangs gern noch, trotz unserer schon in Nr. 23 enthaltenen Notiz und fügen nach der Chr. der Chr. W. Nr. 24 als gleichfalls erfreulich hinzu, daß das Oberkonsistorium der Kirche Augsburgischer Konfession in seiner jüngsten Tagung die Abendmahlsfeier mit Einzelkelch für zulässig erklärt hat. Dieser Beschluß ist doppelt erfreulich als vorbildlich für den Evangelischen Kirchenausschuß, dem in dem Sinne der Kirchenkonferenz augenscheinlich ein ganzer Packen von Bedenken für die Entscheidung in dieser Frage mitgegeben worden ist.

Kirche und Streik.

(Vergl. Beil. Nr. 14 u. 17.)

Die „Weser-Zeitung" (24. Mai) meldet, daß in Lehe zur Fertigstellung der lutherischen Kirche, weil Differenzen im Baugewerbe eingetreten sind, in großer Zahl italienische d. h. katholische Arbeiter eingestellt worden sind. Wird dieser Kirche und der Kirchenleitung dies Verfahren nicht die Wirkungsmöglichkeit abschneiden auf alle Kreise, die den Streik für ein berechtigtes Mittel im Wirtschaftskampf halten? Gab's wirklich keinen anderen Ausweg, oder hat man keinen anderen gesucht? Ist's nicht Schaden genug, den die Kirche am weltlichen Krimmitschau gehabt hat? Soll hier ein kirchliches werden? Zunächst haben die lutherischen Arbeiter mit dem Massenaustritt aus der Kirche gedroht.

Wir erhalten hierzu auf unsere Anfrage vom Kirchenvorstand zu Lehe folgende Zeilen:

Lehe, 9. Juni 1904.

Die Arbeiter beim Kirchenbau anzustellen, ist nicht unsere Sache, sondern liegt in der Hand des Bauunternehmers, welcher die Kirche bis zum Herbste fertig stellen muß und sich infolge des Streiks oder vielmehr der Aussperrung genötigt sah, neben hiesigen Arbeitern einige Italiener anzunehmen. Wir würden es natürlich auch lieber sehen, wenn unsere der evangelisch-lutherischen Gemeinde angehörigen Arbeiter dort weiter arbeiteten. Da diese aber infolge ihrer Weigerung, den Arbeitsnachweis zu unterschreiben, ausgesperrt sind und nun aus Rache mit Austritt aus der Kirche drohen, so ist das sehr zu bedauern. Wir stehen aber vor der Unmöglichkeit, die Sache ändern zu können. Bis jetzt ist übrigens noch niemand infolge des Kirchenbaues ausgetreten.

Die Berichte in den Zeitungen sind unzutreffend.

Der evangelisch-lutherische Kirchenvorstand von Lehe.
Rechtern, Superintendent.

Nachrichten.

Allgemeines.

Die **Protestationskirche in Speier** wird am 31. August geweiht werden. Schon am Vorabend, dem 30. August, findet um 5 Uhr die Enthüllung des Lutherdenkmals in der Gedächtnishalle statt, um 8 Uhr Einläuten des Festes, um 8½ Begrüßung der Gäste. Am 31. August sind drei Festgottesdienste um 10 Uhr (mit ihm verbunden die Weihe nach einem Festzuge, der sich um 9 Uhr an der Dreifaltigkeitskirche sammelt) predigt D. Dryander, um 12 Uhr predigt D. Hackenberg und um 4 Uhr predigt Prof. Fickentscher, Fürth. Eintrittskarten für die Feier sind bis zum 15. Juli bei Herrn Kgl. Gymnasialprofessor Gümbel in Speier zu bestellen.

Vereine und Versammlungen.

Hamburg. Konferenz liberaler Theologen in Hamburg 22. Juni, nachmittags 2½ Uhr, Dammtorpavillon. Pastor Köster: „Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die protestantische Theologie?" — Regelmäßiger Treffpunkt der Konferenzmitglieder Dienstags abends 8 Uhr im Dammtorpavillon.

Voranzeige.

In den nächsten Tagen erscheint:

Die Lehre vom Sohne Gottes.

Von Pfarrer **Altherr**, Basel.

Preis 1 Mk.

Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.

Carl Schünemann, Bremen.

Soeben erschien:

Predigten

in der Neuen Kirche zu Berlin gehalten

von

Pfarrer D. Dr. **P. Kirmß.**

Band I. 2. Auflage.

Im Jahre 1903 erschien:

Band II.

Preis eines jeden Bandes geheftet *M.* 5.—, gebd. *M.* 5.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlage

Georg Reimer, Berlin W. 35.

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer

München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten

herausgegeben von

Pastor **R. Emde**

Preis brosch. *M.* **1.25**, geb. *M.* **2.25**.

Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.